Predigt „Suchet der Stadt Bestes – Gut gefragt, ist halb gewonnen.“
am 13.06.2010 von Anke Wiedekind in der ev. Andreasgemeinde

Der Prophet Jeremia sitzt in einem halb eingefallen Haus in Jerusalem. In der einst vor Leben nur so überbordenden Stadt ist es still geworden. Man hört die Vögel zwitschern, den Wind hin und wieder um die Häuser streichen. Zikaden zirpen. Auf dem Land mag man das romantisch finden, in einer Metropole, deren Geschäftigkeit in früheren Tagen zu keiner Tages- und Nachtzeit zum Erliegen kam, ist das beängstigend. Schon das erste Anrücken der Babylonier zehn Jahre zuvor war traumatisch, selbst wenn sie die Stadt nur erobert und geplündert hatten, und danach wieder abgezogen sind. Für hellsichtige Menschen war schon damals spürbar, dass Gott nicht vorhatte, seine heilige Stadt zu beschützen. Jeremia bestürmte den König, damit er sich mit dem Fürsten von Babylon gut stellt, aber niemand wollte auf ihn hören: man wähnte sich sicher im heiligen Jerusalem. Unschlagbar.

Als die Babylonier wiederkehrten, machten sie die Desaster perfekt. Sie rissen alle öffentlichen Gebäude in Schutt und Asche, den Palast und Tempel. Steckten die Stadt in Brand. Vorher nahmen sie alle Schätze, die die Stadt zu bieten hatte, an sich: Gold, Silber, kostbare Gewürze und Stoffe, Menschen, die etwas gelernt hatten, Handwerker und vor allem die gesamte geistige Elite.

In diesem trostlosen Jerusalem sitzt Jeremia. Er versucht die Depression und Verzweiflung abzuschütteln, seine Gedanken zu sammeln und sich auf die Adressaten seines Briefs einzustellen: Wie geht es wohl den Brüdern und Schwestern im fernen Babylon? Vor seinem geistigen Auge sieht er nur ein Bild: wie sie nach getaner Tagesarbeit in Fesseln an den Flüssen Babylons sitzen und weinen. Was soll er schreiben? Wie soll er Worte des Trostes finden? Langsam beginnt seinem Schreiber Baruch zu diktieren. Seine Worte sind es sich nicht, so viel steht fest, denn er ist selbst überrascht von der Botschaft, die plötzlich auf dem Pergament steht.

„Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet. Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN, denn wenn’s ihr wohlgeht, so geht’s auch euch wohl.“

Wie mochte das wohl wirken auf die Israeliten? Jeremia bekommt es mit der Angst zu tun. Gott hatte ihm schon so viele unmögliche Worte aufgegeben zu schreiben. Dieses toppt alles: Es redet von einer beschaulichen und friedvollen Welt inmitten von Feindesland. Gott trägt den Israeliten auf, sich in Babylon niederzulassen und zu verwurzeln, Häuser zu bauen, das Leben zu genießen, mit den Babyloniern gemeinsam Kinder zu zeugen. Wenn Jeremias Sicht der Dinge richtig war, waren die Israeliten in Babylon zutiefst verbittert. Wenn sie nicht an den Flüssen Babels saßen und vor Heimweh weinten, so schotten sie sich mühsam von den verhaßten Babyloniern ab, um den letzten kläglichen Rest ihrer Kultur und Religion zu bewahren. Vor allen Dingen schworen sie Rache: *„Tochter Babel du Verwüsterin, wohl dem der dir vergilt, was du uns angetan hast. Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert.“*, heißt es in Psalm 137. Dabei ging es ihnen in Babylon gar nicht so schlecht. Die Babylonier taten einiges dafür, damit die Fremdlinge Fuß fassen konnten und eine friedliche Koexistenz möglich war.

Genau genommen, sind es drei Aufträge, die Gott den Israeliten stellt.

1. Gott beauftragt die Israeliten, an diesem feindlichen Ort zu leben.

2. Sein 2. Auftrag lautet: Suchet den „Shalom“ der Stadt.

3. Gott verknüpft das Wohlergehen der Gemeinde mit dem Wohlergehen der Stadt.

Zu allen dreien möchte ich kurz etwas sagen, bevor ich dazu komme, welche Schlüsse wir als Gemeinde daraus ziehen.

1. Gott beauftragt die Israeliten, an diesem (feindlichen) Ort zu leben.

Babylon ist Feindesland, ganz eindeutig. Bevor die Israeliten sich in der Lage sehen, an diesen feindlichen Ort Häuser zu bauen und Kinder zu bekommen, müssen sie sich erstmal versöhnen mit der Geschichte, die ihnen widerfahren ist. Was Gott ihnen anbietet als Versöhnungsgrund, ist zugleich eine Riesen-Provokation: *„Suchet der Stadt Bestes, in die **ich** euch habe wegführen lassen.“* Ah, du Gott, warst es. Na, hätten das mal früher gewußt. Dann wären es ein paar Tränen weniger gewesen an den Flüssen Babels um unseren geliebten Tempel in Jerusalem.

Erst auf den zweiten Blick liegt in dieser Aussage ein enormer Trost. Hinter der vordergründigen Weltgeschichte steht Gottesgeschichte, steht der souveräne, liebende und sich Menschen zuwendende Gott, der in diese Geschichte hinein seine Heilsgeschichte webt. Ich möchte nicht so weit gehen und sagen, dass Gott die Katastrophen unseres Lebens verursacht hat. Das entspricht nicht meinem Gottesbild. Aber dass er in die Geschichte eingreift, sie lenkt, diese Welt in seinen Händen hält und ihre Geschicke zu einem guten Ende führt, das glaube ich ganz fest. Dieser Glaube erreicht allerdings nur dann unser Herz, wenn wir an der Geschichte Gottes konstruktiv mitarbeiten, Teil von ihr werden.

Gott baut sein Reich in der Welt. Die Gemeinde ist damit eine Gemeinde für die Welt, aber sie ist nicht von der Welt. Und doch ist sie mitten in der Welt, ausgestattet mit einer Verantwortung für die Welt. Das klingt etwas kompliziert , ist es auch. Vor allen Dingen aber erzeugt es eine Spannung, in der sich Gemeinden und Menschen mal mehr an dem einen, mal mehr an dem anderen Pol ansiedeln.

Der eine Pol ist: „Wir als Christen müssen uns von der Welt distanzieren.“ In Jakobus 4,4 steht der dazu passende Bibelvers: „Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist.“ Das sind Gemeinden, die sich ghettohaft von der Welt isolieren und eine Art Gegenwelt bilden – Gottes Reich. Der andere Pol: „Wir müssen uns gleichschalten mit der Welt, weil sie von Gott geschaffen und geliebt ist.“ Auch hier gibt es eine Menge unangenehmer Beispiele, etwa die Kirche des Mittelalters, die die Gemeinschaft mit dem Staat suchte und dabei verweltlichte.

Jeremia wählt einen dritten Weg, indem er uns einlädt, den Ort, an dem wir uns befinden, nicht als Schicksal zu betrachten, sondern als Gottes Geschenk mit der Möglichkeit, zu leben und Leben zu gestalten.

Nun ist Niederhöchstadt nicht der Inbegriff eines Feindeslandes, und dennoch: von „spießig“ bis „snobistisch“, von „Kuhkaff“ bis „Bänkerschlafstadt“ reicht die Menge der unfreundlichen Beschreibungen.

Interessanterweise habe ich in der Predigtvorbereitung eine Predigt der Initiative „Gemeinsam für Berlin“ zum Thema „Suchet der Stadt Bestes“ eben aus Berlin gelesen. Die Adjektive, die da benutzt wurden, waren andere, aber der Tenor, sich kritisch zur Stadt zu stellen, war der gleiche. Das erinnert so ein bisschen an Janosch´s anrührende Geschichte „Die Reise nach Panama“, wo der Tiger und der Bär ihr Zuhause verlassen, um in eine bessere Welt aufzubrechen und am Ende einer langen Reise an einem traumhaften Ort anzukommen, den sie für das sagenumwobene Panama halten, der in Wahrheit aber – was der schlaue Leser längst weiß - ihr altes, etwas verstaubtes Zuhause ist.

Gott ist es, der Menschen an Orte führt und sie beauftragt, an diesem Ort zu wirken. Die Vision ist, dass Gott seine Geschichte an diesem Ort schreibt. Und mal Hand aufs Herz: Die alt eingesessenen werden das bestätigen können: vor mehr als 20 Jahren hätte nie jemand geglaubt, dass ausgerechnet in Niederhöchstadt mal eine Gemeinde gebaut werden würde, die weit über den Ort hinausstrahlt. Wir wissen an unserer eigenen Geschichte, dass Gottes Verheißung wahr wird.

2. Der Auftrag lautet: Suchet den „Shalom“ der Stadt.

„Suchet der Stadt Bestes“, heißt, genauer übersetzt, „Suchet den Frieden der Stadt“. Frieden – hebräisch shalom bezeichnet im alten Testament umfassendes Heil. Harmonie, Wohlergehen, Glück, Sicherheit und Friede. Der Prophet fordert auf, dass wir anfangen uns gesellschaftlich einzumischen und mitzumischen. Die Kirche soll den Schalom, den heilsamen und umfassenden Frieden Gottes nicht für sich behalten, sondern mit ihren Mitmenschen teilen. Das ist keineswegs nur auf den geistlichen Bereich eingeengt. Wie muss man sich „der Stadt Bestes“ vorstellen?

„Suchet der Stadt Bestes“, das verbindet man ganz schnell mit dem Auftrag: „Missioniert die Menschen“. Nur, darum geht es bei der Anweisung des Propheten nicht zuerst. *„Pflanzt Gärten, macht das Land urbar, baut Häuser, achtet auf eure Familien“* schreibt Jeremia. Das Beste, *„shalom“* umfasst also weit mehr als das persönliche Seelenheil. Der Prophet fordert auf, dass wir anfangen, uns gesellschaftlich einzumischen und mitzumischen. Wir dürfen und wir können uns nicht aus dieser unserer Welt heraushalten. Gemeinde, nach dem Willen Gottes, ist Gemeinde auf der Suche nach dem Besten für die Gesellschaft und das, indem sie den Menschen dient. Die Kirche Jesu Christi darf nicht an den Nöten dieser Welt unbeteiligt vorbeigehen. *„Suchet der Stadt Bestes“* d.h. Gott stellt uns in den Dienst an und für unsere Gesellschaft.

Dietrich Bonhoeffer schreibt: „Kirche muss an den weltlichen Aufgaben des Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muss den Menschen aller Berufe sagen, was ein Leben mit Christus ist, was es heißt „für andere da zu sein“. „

3. Gott verknüpft das Wohlergehen der Gemeinde mit dem Wohlergehen der Stadt.

Der Evangelist, Buchautor und Professor Johannes Reimererzählte mal folgende Geschichte. Er wurde eingeladen in eine freie evangelische Gemeinde, um dort einen Vortrag über gesellschaftsrelevanten Gemeindebau zu halten. Er kam dort an, sah sich die Situation an und sagte zu dem Gemeindeleiter: „Du, ich wette, euch kennt in dieser Stadt weniger als 1% der Bevölkerung.“ Der Gemeindeleiter war völlig empört und sagte „Das kann doch gar nicht sein. Wir sind seit 70 Jahren in dieser Stadt. Unser Gemeindezentrum ist mitten auf dem Marktplatz. Wir machen jedes Jahr eine große Zeltmission. Unmöglich.“ „Doch“, sagte Reimer, „ich bin davon überzeugt: euch kennen weniger als 1%. Und wenn es mehr sind, spende ich euch meine Gehälter der nächsten Monate.“ Verlockendes Angebot - die Gemeinde ließ es sich nicht nehmen und machte eine Umfrage mit dem desaströsen Ergebnis, dass tatsächlich deutlich weniger als 1% der Bevölkerung diese freie evangelische Gemeinde. Wie gesagt: mitten im Zentrum der Stadt, seit 70 Jahren existiertend. Jedes Jahr große Missionsveranstaltungen. „Wie das?“, fragte der Gemeindeleiter. „Tja“, sagte Reimer, der ein wirklicher frecher Typ ist, „euch braucht anscheinend kein Mensch – und Zeltevangelisationen will hier auch keiner. Geht doch mal zum Bürgermeister und fragt ihn, was ihr für die Stadt tun könnt.“ Das taten sie und wollten eigentlich irgendwelche Sozialprogramme durchführen oder in der Stadthalle predigen. Der Bürgermeister sagte aber: „Auf unserem alten Marktplatz könntet ihr aufräumen. Der wird nach den Markttagen immer so schrecklich verdreckt. Wir können das nicht bezahlen, aber wir können Ihnen Besen und Kehrschaufel und Harken und alles Mögliche an Gerätschaften geben.“ Das war nicht gerade die Aufgabe, von der die Gemeinde geträumt hatte. Aber sie ließ sich darauf ein. Der Gemeindeleiter ging zu seinen Jugendlichen und fragte sie, ob sie mitmachten. Das taten sie. Und Jugendliche sind ja kreativ. Also fragten sie, ob sie die Geräte beschriften dürften. Das dürften sie. So sie brachten kleine Schilder auf den Geräten an: „Jesus schafft Ordnung – Ihre freie evangelische Gemeinde.“ Eine Woche später wußte jeder Hans und Franz in dieser Stadt von der Gemeinde. 70 Jahre lang hatten sie Zeltevangelisationen gemacht und nichts damit erreicht. Nach dieser Aktion kannte sie jeder.

Gemeinden brauchen eine Existenzberechtigung. Man traut sich kaum, dass in der verfassten Kirche zu sagen. Aber ich bin überzeugt davon, dass das wahr ist. Unsere ständige Frage lautet: was haben wir von der Stadt? Das ist die falsche Frage. Die umgekehrte Frage ist richtig: was hat die Stadt von uns? Wo tragen wir als Gemeinde etwas Wesentliches bei, dass sich Lebensbedingungen verbessern, dass sich Stadtteile verändern, dass gute Entscheidungen gefällt werden? Wo geben wir Impulse, wo packen wir ganz praktisch mit an?

Ein anderes Beispiel: Die Apostelgemeinde in Oberhausen lebt in einem Viertel, in dem sehr viele Muslime wohnen und Menschen, die unter der Armutsgrenze leben. Herbert Grossarth, der Pfarrer dort, war sich nicht zu schade, mit dem Imman ein freundschaftliches Verhältnis aufzubauen. Das führte dazu, dass Christen und Muslime sehr viel friedlicher nebeneinander leben konnten, weil die beiden Gemeindeleiter einen guten Umgang miteinander vorlebten. Die Gemeinde hat zudem eine Kleiderkammer aufgemacht, in der sich Menschen für einen kleinen Betrag einkleiden können. An jedem Öffnungstermin der Kleiderkammer hat die Gemeinde eine Nachmittagsbetreuung für Kinder angeboten. Manchmal mussten sie die Kinder erst duschen, bevor sie mit ihnen das Kinderprogramm machen konnten. Viele Kinder brauchten auch erstmal etwas zu essen, weil sie zu Hause nichts Gescheites bekamen. Das führte dazu, dass die Apostelgemeinde auch bei den armen Menschen in der Stadt und sogar bei den Muslimen ein absolut beliebter Ort wurde. Die Stadt Oberhausen revanchierte sich für diese Dienstleistung mit sehr großzügigen Zuwendungen.

4. Die Befragung Niederhöchstadts

Was ist das Beste für Niederhöchstadt? Wir wissen es noch nicht. Aber es ist wichtig, diese Frage zu stellen. Gemeinde kann man nur erfolgreich aufbauen, wenn man die Lebensbedingungen vor Ort kennt. Und zwar nicht nur als Bauchgefühl, sondern mit Daten und Fakten. Wenn man sich Zeit nimmt, die Umwelt, in der man lebt, zu analysieren, die Bedürfnisse und Nöte der Menschen kennenzulernen. Wie sonst will ich verändern, wenn ich gar nicht weiß, was zu verändern ist? Die Gefahr, Dinge zu verändern, die eigentlich keiner Veränderung bedürfen, und andere unberührt zu lassen, die unbedingter Veränderung bedürfen, ist sonst zu groß.

Vom 26. August bis zum 5. September wollen wir diese Gedanken in die Tat umsetzen und alle Gemeindeglieder und alle evangelischen Haushalte hier vor Ort befragen. Wir wollen vor allen Dingen wissen, ob unser geplantes Familienzentrum tatsächlich dem Wunsch und Bedürfnis der Menschen entspricht. Aber auch etliches andere interessiert uns. Und wahrscheinlich sind die interessanten Ergebnisse die, die beiläufig zu Tage treten. Vor zehn Jahren, als wir eine solche Aktion schon einmal durchgeführt haben, fanden wir zum Beispiel relativ unvermutet heraus, dass die Senioren in Niederhöchstadt dringend eine Unterstützung brauchten, damit sie länger selbstständig in ihren Häusern wohnen können. Unsere Stelle für Diakonie und Seniorenarbeit wurde damals mit Jutta Steinbach eingerichtet.

Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN, denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.

Jeremia diktiert die letzten Worte in den Brief und lässt seinen Schreiber beiseite rücken, um eigenhändig zu unterzeichnen. Baruch sagt seufzend: „Manchmal möchte ich gern in die Zukunft schauen können und sehen, was daraus wird." „Wir werden das Ergebnis nicht mehr sehen.", sagt Jeremia. „Aber wir bauen die Zukunft unserer Kinder und Kindeskinder. Deswegen vertrau einfach. Gott wird seine Geschichte weiterscheiben."